

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 140 (1974)

Heft: 10

Artikel: Altschweizerische Grossmachtpolitik vor 500 Jahren

Autor: Gasser, Adolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-48839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Altschweizerische Großmachtpolitik vor 500 Jahren

Professor Dr. Adolf Gasser

I.

Am 25. Oktober 1474 wagte es die Alte Eidgenossenschaft, der damals stärksten Militärmacht Europas den Krieg zu erklären¹. Es war dies das Herzogtum Burgund. Sein wichtigster Begründer, Herzog Philipp der Gute (1419–1467), einer Nebenlinie von Frankreichs Königshaus Valois entstammend, hatte den Hundertjährigen französisch-englischen Krieg geschickt ausgenützt, um sich eine Fülle von Ländereien anzueignen. Zu den von seinen Vorfahren ererbten Gebieten, den beiden Burgund (Herzogtum um Dijon, Freigrafschaft um Besançon) samt der Grafschaft Flandern (um Gent, Brügge, Ypern), gewann er seit 1429 neue Provinzen in den Niederlanden hinzu: so Brabant (um Brüssel, Mecheln, Löwen), Hennegau (um Charleroi), Namur, Limburg, Holland (um Rotterdam, Amsterdam), Seeland, sowie 1455 nachträglich noch Luxemburg. Obwohl für diese Lande teils von Frankreich, teils vom Römisch-Deutschen Reiche lehensabhängig, war der burgundische Vasall mit seinen städtereichen Provinzen in Wirklichkeit mächtiger als beide Lehensherren zusammen. Zur Residenz seines «neuburgundischen» Reiches erhob Herzog Philipp die Stadt Brüssel; zur führenden Handelsmetropole schwang sich die Stadt Antwerpen auf. Die Hochblüte von Wirtschaft und Kultur, wie sie das burgundische Länderbündel kennzeichnete, hat der Historiker Johan Huizinga als «Herbst des Mittelalters» zu einem Gemeinbegriff gestaltet².

Dieses ganze Erbe hinterließ Herzog Philipp 1467 seinem kriegerischen Sohne Karl dem Kühnen (geboren 1433). Zeitweise nicht ohne edlen Sinn, verlor der streitbare Nachfolger im Bewußtsein seiner überragenden Machtstellung zu leicht jedes Augenmaß. Wo immer sich Gelegenheit zu neuem Ländergewinn bot, da griff er habgierig zu: 1468 in der Stadt Lüttich, die er zerstören ließ, 1469 im Oberelsaß, 1473 in Geldern, 1474 am Niederrhein (Neuß), 1475 in Lothringen – sich überall neue Feinde erweckend³. Zumal auf den Rheinstrom gedachte er sein künftiges Imperium zu verankern und verhandelte 1473 mit Kaiser Friedrich III., um seine Erhebung zum römisch-deutschen König oder doch zum «Reichsvikar» für sämtliche deutschen Territorien westlich der Rheinlinie durchzusetzen. Karls Expansionspläne erfaßten sogar Italien; seit dem Jahre 1473 stand das Herzogtum Savoyen, zu dem auch Piemont mit der Residenz Turin gehörte, eindeutig unter burgundischem Protektorat, und der die Waadt beherrschende savoyische Prinz Jakob, Graf von Romont, zählte zu Karls fähigsten Freunden und Generälen.

Der gewichtigste Gegner des stolzen Burgunderherzogs war der um 10 Jahre ältere französische König Ludwig XI. (1461–1483)⁴; seinem Charakter nach das genaue Gegenstück seines Widerpartners: vorsichtig, berechnend, haushälterisch, mehr Großkaufmann

als Krieger, ein eigentlicher Bürgerkönig. Gerade deshalb neigte ein Teil des streitbaren französischen Adels zeitweise Herzog Karl zu, der ja ebenfalls dem Königshause der Valois entstammte. Bis zum 3. November 1472 standen Frankreich und Burgund mehrfach miteinander im Kriege; dann kam es zu Waffenstillständen, die bis zum 1. Mai 1475 andauerten. Von ehrlichem Frieden zwischen den beiden Monarchen war keine Rede. Der Herzog benützte die Waffenruhe vor allem dazu, um seine Rüstungen mächtig zu steigern. Zu diesem Zwecke legte er seinen Landen Sondersteuern auf, die seine Armee auf gegen 35000 Mann bringen sollten; die französische zählte kaum halb so viel^{4a}. König Ludwig konnte sich darum unter dem Schutz der Waffenstillstände alles andere als gesichert fühlen und tat unzweideutig gut daran, mit allen Feinden Karls andauernd möglichst freundschaftliche Beziehungen zu pflegen und auf ihre Stärkung bedacht zu sein.

II.

Seit dem Mai 1469 stand Karl der Kühne durch eigene Unvorsichtigkeit in einem gespannten Verhältnis zur Schweizerischen Eidgenossenschaft. Er hatte damals mit deren Erbfeind, dem Herzog Sigmund von Österreich-Tirol, ein Verteidigungsbündnis abgeschlossen und als Gegengabe die habsburgischen Lande am Oberrhein und Hochrhein in Pfandbesitz genommen: vor allem das Oberelsaß (Sundgau), die Stadt Breisach, die vier «Waldstätte» Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg, Waldshut samt dem Amtsbezirk Schwarzwald (St. Blasien und Fricktal). Daß ihr Erbfeind einen so mächtigen Schutzherren gewonnen hatte, mußten die eidgenössischen Orte zwangsläufig als lebensgefährlich empfinden. Blutige Streitigkeiten zwischen dem Schweizer Volksbund und dem Habsburgerhause mit seinem bauernfeindlichen Kleinadel waren seit fast zwei Jahrhunderten an der Tagesordnung, wobei die Orte immer wieder höchst aggressiv zu reagieren pflegten. Jede bewaffnete Gegenwehr gegen Übergriffe der habsburgischen Ritterschaft drohte die Eidgenossen automatisch in einen Existenzkampf gegen Österreich und Burgund zu verwickeln. Noch im Frühling 1473 ließ sich eine solche Krise nur um Haaresbreite, durch Karls und Sigmunds Zurückweichen, vermeiden.

Herzog Karl selbst war keineswegs gesonnen, einen Konflikt mit den Schweizern aggressiv zu forcieren. Seiner Ländergier winkten lohnendere Ziele als ihre ärmliche Heimat, wo wenig Beute zu holen war. So war er, wenn der Habsburger von ihm Hilfe erhoffte, regelmäßig auf anderen Kriegszügen beschäftigt und nötigte Sigmund, den Eidgenossen gegenüber leisezutreten. Im Grunde seines Herzens aber war ihnen Karl, wie Karl Bittmann 1970 eindeutig feststellte⁵, zutiefst abgeneigt und darum keineswegs bereit, auf ihre Lebensinteressen zu achten. Sein Landvogt in den oberrheinischen Pfandlanden, Peter von Hagenbach, ließ seinem Schweizerhaß besonders ungezügelt Lauf; zumal die seit 1466 mit Bern und Solothurn verbündete elsässische Reichsstadt Müllhausen hatte unter seinen Drangsalierungen schwer zu leiden. Ebenso versäumte es der Burgunderherzog, als er Savoyen seit 1471 in ein Abhängigkeitsverhältnis brachte, die bernischen Interessen in der Westschweiz zu schonen. Die Aarestadt mußte ohnmächtig zusehen, wie ihr dort seit dem 13. Jahrhundert mühsam aufgerichtetes «Vormauersystem» in Neuenburg, Valangin, Erlach,

^{4a} Bittmann, 2. Bd., 1. Hälfte, S. 52f.

⁵ Bittmann, II/I, S. 446ff.

¹ Übersicht über den neuesten Stand der Forschung: Adolf Gasser, «Ewige Richtung und Burgunderkriege. Zur Klärung einer alten Streitfrage», Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 1973.

² Johan Huizinga, «Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und den Niederlanden», Leipzig 1930.

³ Max Matzenauer, «Studien zur Politik Karls des Kühnen bis 1474», Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, N. F., Bd. 11, Zürich 1946.

⁴ Karl Bittmann, «Ludwig XI. und Karl der Kühne. Die Memoiren des Philippe de Commynes als historische Quelle», bisher 3 Halbbände, Göttingen 1961–1970.

Murten, Payerne, Greyerz unwiderstehlich dem burgundischen Einfluß verfiel. Im Frieden konnte sie den Verlust jener Interessensphäre unmöglich verhindern, und so setzte sich unter ihren Regenten immer stärker eine Kriegspartei durch.

Zum Haupte der bernischen «Aktivisten» schwang sich rasch der sowohl kriegs- wie geschäfts- und sprachkundige Niklaus von Diesbach empor: der wohl erfolgreichste Außenpolitiker der schweizerischen Großmachtperiode. Mit zielsicherem Instinkt griff er sofort zu, als sich 1471 plötzlich die unerwartete Aussicht bot, die lebensgefährliche Allianz zwischen den Häusern Österreich und Burgund zu sprengen. Herzog Sigmund, ohnehin bitter enttäuscht, daß Burgund den versprochenen Angriff gegen die Eidgenossen immer von neuem auf eine unbestimmte Zukunft hinaus-schob, durfte den Stimmungswandel in den Pfandlanden, die unter Hagenbachs Willkürregiment seufzten, nicht unbeachtet lassen. Am 12. Oktober 1471 sagten eidgenössische Boten in einem Geheimtreffen zu Einsiedeln seinen Abgesandten zu, ihm das Elsaß mit Waffengewalt zurückzuholen, sofern er dafür in einer «Ewigen Richtung» den Verzicht auf alle habsburgischen Stammlande in der Schweiz zugestehe. In der Realität lief dies darauf hinaus, daß die Eidgenossen bereit waren, dem Hause Österreich ihren seit zwei Jahrhunderten eroberten Gebietsstand «abzukaufen» – doch nicht auf eigene, sondern auf burgundische Kosten. Ein solcher Raubzug gegen Karl den Kühnen konnte nicht anders als in einen Kampf um Sein oder Nichtsein ausmünden.

III.

Wie kam ein kleinstaatliches Gebilde wie die damalige achtörtige Eidgenossenschaft (mit den Zugewandten etwa 26000 km² und 450000 Einwohner umfassend) dazu, das fünfmal umfangreichere und zehnmal stärker bevölkerte burgundische Reich ungescheut zur militärischen Kraftprobe zu provozieren? Um das zu verstehen, müssen wir uns stets vor Augen halten, daß die kleine Schweiz für die damaligen Zeitverhältnisse eine Militärmacht ersten Ranges war. Zumal das zentrale Alpengebirge überquoll von kriegslustigem jungem Volk; in extremer Armut lebend, drängten die körperlich durchtrainierten Jungensinnen auf Eroberungszüge hin, um in wilder Beutegier im Feindesland zu rauben und ihren Kampfgeist auszutoben. Wackernagel⁶ und Schaufelberger⁷ haben in ihren bereits klassisch gewordenen Untersuchungen die Hintergründe jenes «*furor helveticus*» erhellt und ausgeleuchtet. In der Gebirgswelt war die Hirtenjugend seit je in «Knabenschaften» vereinigt, die in Spielen und Fehden sich in säkularer Tradition einer kriegerische Gesinnung anezogen und besonders in der arbeitslosen Zeit des Winterhalbjahres, da Kälte und Schnee die Landwirtschaft behinderten, ihren Kampfgeist unbezähmbar ins Ausland trugen – sei es als Freischaren in den eidgenössischen Freiheits- und Eroberungskriegen, sei es als Söldner im Dienste fremder Fürsten.

Es ist kein Zufall, daß die Schweizerische Eidgenossenschaft seit Mitte des 13. Jahrhunderts entstand⁸, in einem Zeitalter, da die Urschweizer Täler, weil von den Adelsfehden verschont, bereits übermäßig dicht besiedelt waren und ihre kriegslustige männliche Jugend nicht mehr zu ernähren und zu zügelnd vermochten. Schon für das Jahr 1252 sind Söldner aus Uri und Schwyz im Dienste des Abts von St. Gallen bezeugt. Das erste Zusammengehen beider

⁶ Hans Georg Wackernagel, «Altes Volkstum der Schweiz», Gesammelte Schriften zur historischen Volkskunde, Basel 1959.

⁷ Walter Schaufelberger, «Der Alte Schweizer und sein Krieg. Studien zur Kriegführung vornehmlich im 15. Jahrhundert», Zürich 1952, ²1966.

⁸ Fritz Wernli, «Die Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Verfassungsgeschichte und politische Geschichte in Wechselwirkung», Uznach 1972.

Täler wurde so gleichsam in einem «vorstaatlichen» Stadium vor-gezeichnet, und ihr politischer Zusammenschluß folgte der Kooperation des Jungvolkes nicht ohne innere Zwangsläufigkeit nach. Im Rahmen dieses «wild gewachsenen» Heerwesens wogen die irrationalen Elemente das auf, was an organisatorischen Mängeln überreichlich vorhanden war. Zum ungestümen Kampfgeist der Volksmilizen auf den Schlachtfeldern gesellte sich nämlich ihre totale Unfähigkeit, langwierige Feldzüge geordnet durchzuführen. Vielmehr folgte, wie Schaufelberger formulierte, der allgemeinen «Feldsucht» ebenso regelmäßig die allgemeine «Feldflucht⁹», das heißt, nach der hemmungslosen Ausplünderung des Feindgebietes liefen die Schweizerheere, um die Beute nach Hause zu schaffen, unter Mißachtung aller Disziplin nur allzu rasch wieder auseinander.

Im Unterschied zu den schweizerischen Infanteriemilizen besaßen die Fürstenmächte des damaligen Europas geschulte Berufsarmeen, aus kombinierten Waffengattungen (Kavallerie, Fußtruppen, Fernwaffen) zusammengesetzt. Indessen wiesen – und das wurde von entscheidender Bedeutung – auch diese Söldnerverbände ihre schweren Mängel auf. Aus aller Welt angeworben, fehlte den Soldaten jedes ideelle Kampfmotiv; auch bei ihnen ging die Sicherung des Beuteguts oft allem anderen voran. Bei der Unfertigkeit der damaligen Staatsapparate und Steuermethoden erreichten die eigentlichen fürstlichen Kerntruppen kaum je die Zahl von 10000 Mann; sie waren daher im Kriegsfall auf den Zuzug von Privatarmeen angewiesen. In der Tat war ein großer Teil des spätmittelalterlichen Heerwesens «privatkapitalistisch» organisiert, das heißt, kriegskundige Unternehmer, sogenannte Condottieri, besorgten die Anwerbung, Schulung und Besoldung eigener Kampfverbände und führten sie jeweils nach Bedarf den meistbietenden Fürsten zu. Begreiflicherweise waren diese militärischen «Manager» daran interessiert, in den Feldzügen nicht allzuviel von ihren Truppenbeständen – ihrem «Kapital» – einzubüßen, und so war es mit ihrem Kampfgeist oftmals fragwürdig bestellt. In den Schlachten kam es wiederholt einfach darauf an, welches der beiden Heere als erstes davonlief; das andere hatte dann gewonnen. Nur aus all dem wird es verständlich, daß im Hunderjährigen Krieg zwischen Franzosen und Briten 1429/30 ein siebzehnjähriges Bauernmädchen die Kampf-moral auf beiden Seiten beeinflussen und urplötzlich eine Wende des Kriegsglücks erwirken konnte.

IV.

Zieht man das alles in Betracht, so war es sicher immer noch recht wagemutig, aber keineswegs vermessen, wenn die seit dem Alten Zürichkrieg stets sieggewohnten Schweizer die ihnen so gefährlich gewordene burgundische Militärmacht zum Entscheidungskampfe provozierten. Um so eindeutiger forderte ihr Draufgängertum ein sorgsames diplomatisches Absichern, damit der Burgunderherzog keine mächtigen Verbündeten ins Feld führen könne. Es war der Berner Niklaus von Diesbach, der diese außenpolitische Aufgabe mit Brillanz löste. Schon im Sommer 1469 leitete er am französischen Hofe Verhandlungen ein, welche binnen Jahresfrist in einen zwischen Ludwig XI. und der Tagsatzung abgeschlossenen Nichtangriffs- und Neutralitätsvertrag ausmündeten. Die seit Oktober 1471 mit Herzog Sigmund von Österreich-Tirol geführten Geheimgespräche um eine Ewige Richtung dienten von vornherein dem Zweck, den Habsburger aus dem burgundischen ins schweizerische Lager herüberzumanövrieren, den alten Erbfeind also in einen abhängigen Schützling zu verwandeln. Das war naturgemäß schwierig und gelang nicht auf einen Hieb. Erst seit dem Sommer 1473, als Sigmunds Vertrauen auf Karls baldige

⁹ Schaufelberger, S. 137ff.

aggressive Waffenhilfe endgültig dahinsank, kamen die Dinge in Fluß – nicht zuletzt mit Hilfe von Frankreichs Diplomatie und Geldmitteln. Dabei hat sich aber die alte, von den Chronisten Philippe de Comynes und Valerius Anshelm begründete Ansicht, wonach die Ewige Richtung vorab dem Kalkül Ludwigs XI. entsprungen sei, als irrig erwiesen. Wie Dürr schon 1933 richtig urteilte, so hat es jetzt 1970 Bittmann unwiderleglich dargetan: Der auf die Freundschaft der Eidgenossen angewiesene französische König wagte «die Dinge nur ihrem Wunsche gemäß zu führen¹⁰».

Die Würfel fielen am 30./31. März 1474 zu Konstanz. Niklaus von Diesbach und sein engster Vertrauter Jost von Silenen, dieser als Frankreichs Gesandter, brachten als führende Unterhändler zwei folgenschwere Verträge unter Dach: den Entwurf zu einer Ewigen Richtung mit Österreich sowie ein Militärbündnis mit den Elsässer Reichsstädten Basel, Colmar, Schlettstadt und Straßburg. Schon am 4. April trat Herzog Sigmund dem neuen Elsässer Bunde – der «Niederer Vereinigung» – bei, und sofort brach im Sturme des Volksjubels über die damit gesicherte Einbeziehung der Pfandlande in den eidgenössischen Schutz Karls dortiges Regiment wie ein Kartenhaus zusammen; Hagenbach sühnte seine Maßlosigkeit am 9. Mai auf dem Richtplatz zu Breisach mit dem Tode. Die 80000 Gulden, welche die Elsässer Städte Herzog Karl zur Auslösung der Pfandlande anboten, wurden von ihm, der 30000 forderte, wie vorauszusehen, schroff zurückgewiesen. Damit war der Krieg zwischen dem schmächtig beraubten Burgunder und den Schweizern unvermeidlich geworden. Wenn er sich verzögerte, so nur deshalb, weil Karl eben im Aufbruch zu einem Kriegszug ins reiche Fürstbistum Köln begriffen war; ähnlich wie Ludwig XI. mag auch er gerechnet haben, der «widernatürliche» Pakt der Acht Orte mit dem habsburgischen Erbfeind werde rasch von selbst zerbrechen.

Die mit Karls Abschwenken an den Niederrhein gewonnene Schonfrist wurde von Diesbach wiederum meisterhaft genutzt. Unverzüglich an Ludwigs Hof reisend, bewog er den König am 11. Juni, als Schiedsrichter sämtliche über die Ewige Richtung noch strittigen Fragen zur Gänze im eidgenössischen Sinne zu regeln. Zugleich führte er mit ihm entscheidende Vorverhandlungen über einen französisch-schweizerischen Bündnisvertrag. Für eine künftige Friedenszeit köderte er Ludwig mit der Zusage, auf eidgenössischem Gebiet Söldner anwerben zu dürfen. Als Gegenleistung erhielten die Zehn Orte (mit Freiburg und Solothurn) für des Königs ganze Lebensdauer ein Jahrgeld von 20000 Franken ausgezahlt. Da diese Pension schon von 1475 ab zu fließen begann, so war damit die schweizerische Kriegsfinanzierung gesichert. Zum mindesten die Stadtkantone, die den ersten Anprall des Feindes zu erwarten hatten, waren sich bewußt, wie maßgebend es darauf ankam, im Ausland zur Sicherung der bedrohten Plätze Geschütze und Pulvervorräte anzukaufen. Der Stadt Bern allein flossen aus Frankreichs Staatskasse dank Diesbachs Vorsorge in den Jahren 1475/76 nicht weniger als 10000 Franken zu; das waren umgerechnet 30000 Pfund, das heißt das Doppelte der damaligen bernischen Jahreseinkünfte¹¹! Indem Diesbach Ludwigs Vorurteil bestärkte, die Schweizer würden den (in Wirklichkeit unvermeidlichen) Krieg gegen Burgund nur um Geld führen, hat er aus dem überschlaun und sparsamen Monarchen geradezu ein Maximum an Subsidien herausgeholt.

V.

Am 6. September 1474 unterbreitete eine französische Gesandtschaft der Tagsatzung zu Luzern des Königs Bündnisvorschläge.

¹⁰ Bittmann, II/1, S. 475.

¹¹ Richard Feller, «Geschichte Berns», Bd. 1, S. 385, Bern 1946.

Von Bern aus wurden alle Mittel eingesetzt, das zumal in den Länderorten bestehende Mißtrauen zu überwinden. Da man den Elsässern seit Ende März vertragsgemäß zur Waffenhilfe verpflichtet war, so mußte man ihrem nach einem im August erfolgten Einfall burgundischer Raubscharen eingetroffenen Hilferuf ohnehin Folge leisten. Am 21. Oktober stimmte die Tagsatzung dem Bündnis mit Frankreich endgültig zu, wobei sie dem Text eigenmächtig – also ohne des Königs Einverständnis einzuholen! – einen weiteren Artikel anfügte, des Inhalts, Frankreich habe sich einer schweizerischen Kriegserklärung an Burgund unverzüglich anzuschließen¹² – wohl weil die Waldstätte für den Waffengang gegen Burgund die französische Kriegshilfe noch für wichtiger hielten als die Geldhilfe. Die am gleichen 21. Oktober in Luzern beschlossene Kriegserklärung an Karl den Kühnen wurde im Auftrag aller Orte am 25. Oktober in Bern redigiert und in des Herzogs Feldlager vor Neuß abgesandt.

Die früher weithin verbreitete Ansicht, die Eidgenossen seien durch König Ludwigs Machinationen gegen ihr eigenes Interesse in den Krieg gelockt worden, muß heute als endgültig widerlegt gelten. Um mit Bittmann zu sprechen: «Dieser Krieg kommt nicht auf die Initiative Ludwigs XI. hin zustande: Von Leitung und Lenkung aus der Ferne her, von verstecktem Plan und raffiniertem Kalkül ist keine Spur zu entdecken. Das Charakteristische im Vorgehen Berns liegt vielmehr darin, daß man auch dem königlichen Partner gegenüber gewaltsam verfährt, indem man ihn sofort auf das eigene Vornehmen zu verpflichten sucht. Man stürzt sich in diesen Krieg in eigenständiger, ungezügelter Bewegung, das Geschehen eher gegen die Absichten Ludwigs XI. als ihm zu Willen forciierend, mit einer Eile, als ob man fürchtete, von ihm aufgehalten zu werden. Das französische Gold soll den Begehrlichkeiten Genüge tun, die man befriedigen will, die inneren Widerstände zum Schweigen bringen, die man rege weiß, es soll die Eidgenossen auf dem Wege der Gewalt festhalten, den Bern sie hatte einschlagen lassen¹³.»

Die schweizerische Großmachtspolitik litt schon bei ihrem Beginn 1474/75 an jenem Mangel, der sie 1515 endgültig scheitern ließ¹⁴: an der Uneinigkeit der Bundesglieder und ihren auseinanderstrebenden geographischen Interessen. Nach dem Schlachtensieg bei Héricourt und dem Falle dieser Stadt im November 1474 schien das Elsaß vor feindlichen Einfällen einigermaßen gesichert, und seither widerstrebten die Länderorte zusätzlichen Kriegsverwicklungen – französische Jahrgelder hin oder her. Sie standen beiseite, als Diesbach im April/Mai 1475 Grandson, Orbe und Jougne eroberte, und ebenso, als er im Juli von neuem in die Freigrafschaft vordrang, wo der erst Fünfundvierzigjährige einer Seuche erlag. Auch Ludwig XI., der am 1. Mai den Krieg gegen Burgund kraftvoll aufgenommen hatte, wurde von ihnen im Stiche gelassen, so daß sie sich nicht beklagen durften, als der König am 13. September mit Herzog Karl einen neunjährigen Waffenstillstand abschloß. Erst als der bernische Bundesgenosse 1476 bei Grandson und Murten tödlich bedroht war, halfen die Innerschweizer treulich mit, die burgundische Kriegsmacht zu zerschmettern. Deren Kerntruppe, die Kavallerie, zerbrach an der Stoßkraft der Schweizerspieß. Insofern hat Delbrück seinerzeit nicht zu Unrecht formuliert¹⁵, nicht die Artillerie habe dem Zeitalter des Rittertums ein Ende bereitet, sondern die Schweizer.

¹² Bittmann, II/1, S. 721.

¹³ Bittmann, II/1, S. 730.

¹⁴ Emil Dürr, «Eidgenössische Großmachtspolitik im Zeitalter der Mailänder Kriege», Schweizer Kriegsgeschichte, Bd. 2, (= Heft 4), zumal S. 656ff., Bern 1933.

¹⁵ Hans Delbrück, «Die Perserkriege und die Burgunderkriege», Berlin 1887; ders., «Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte», Teil 3: Das Mittelalter, S. 660ff., 669, Berlin 1907.